

Hans-Joachim Höhn

»Glaubenssinn der Jugend«.

Relevanz, Kriterien und Reichweite

Sensibilität ist ein gefragtes Persönlichkeitsmerkmal – in Kontaktanzeigen und bei Eignungstests für Berufe, die ein besonderes Einfühlungsvermögen in die Situation von Kunden und Klienten verlangen. Sensibilität kann aber auch zum Nachteil werden – vor allem für Allergiker – oder jemandem zum Vorwurf gemacht werden, der keine Kritik verträgt. Sensibilität ist ein Synonym für Empfindlichkeit und Empfindlichkeit. Beide Begriffe eignen sich auch für eine Umschreibung des »sensus fidei«. Gemeint sind damit eine spezifische Resonanzfähigkeit und ein besonderes Gespür für Vollzug und Inhalt des christlichen Glaubens. Auf den ersten Blick handelt es sich dabei um ein rezeptives Vermögen. Einen »sensus« haben heißt: empfangsbereit sein, eine Antenne für etwas haben. Der Wortstamm »sentire« lässt aber auch ein aktives Moment erkennen. »Sensus« meint demnach ein produktives Vermögen: ein Gespür für etwas haben, Spuren lesen und eine Fährte verfolgen können, sich einen geeigneten Zugang verschaffen, Sachverstand und Urteilsfähigkeit besitzen.¹

Die folgenden Erörterungen gehen der Frage nach, inwieweit die Kategorie »sensus fidei« auch ein Leitbegriff für Jugendtheologie und Jugendpastoral sein kann. Dahinter steht die Überlegung, ob es eine generationenspezifische oder generationentypische Sensibilität und

Resonanzfähigkeit für zentrale Glaubenthemen gibt: Lassen sich jugendspezifische Plausibilitätsmuster der Glaubenskommunikation ausmachen? Sind bei der Verkündigung des Evangeliums besondere »Frequenzen« zu beachten, von denen es abhängt, was bei Jugendlichen ankommt? Kann die Theologie von Jugendlichen lernen, wie man der Bedeutung, Stimmigkeit und Wahrheit des Evangeliums auf die Spur kommt? Haben Jugendliche ein besonderes Gespür für die Unaufrichtigkeit und Unglaubwürdigkeit vermeintlicher Glaubenszeugen?

Wer sich von diesen Fragen leiten lässt, ist bereit, Jugendliche in Theologie und Kirche derart zu Wort kommen zu lassen, dass sie nicht nur etwas zu fragen, sondern auch etwas zu sagen haben.² Allerdings mischt sich auch Skepsis in diese Bereitschaft. Wie kann man im Dreieck »Jugend – Glaubenssinn – Theologie« verhindern, dabei selbst zum Opfer von prekären Oppositionen, Projektionen

1 Vgl. hierzu L. Doederlein, *Handbuch der lateinischen Synonymik*, Leipzig 1840, 114f.

2 Als einen (zu) zaghaften Versuch in dieser Richtung sind Verlauf und Ergebnis der 15. Römischen Bischofssynode (2018) zu werten. Vgl. dazu das Abschlussdokument »Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufungsunterscheidung«, Vatikanstadt 2018 (abrufbar unter: <https://www.dbk.de/themen/kirche-und-jugend/bischofssynode-jugend-2018/>, 16.05.2019).

und Illusionen zu werden? In eine prekäre Situation gerät, wer sich auf den »sensus fidei« beruft zum Zweck der Legitimation eines privilegierten Zugangs zu skurrilen »Heilsgeheimnissen«, die angeblich in einer »Privatoffenbarung« mitgeteilt wurden.³ Nicht minder problematisch ist eine Idealisierung »der« Jugend,⁴ der man im Unterschied zu anderen Altersgruppen in Glaubensangelegenheiten jene Dispositionen (z.B. Idealismus, Offenheit, Unangepasstheit) attestiert, deren es bedarf, um resonanzfähig für das Evangelium zu sein, das nur zu oft in der Welt der Erwachsenen säkularen Konformitätsnötigkeiten erliegt.

Um solchen problematischen Assoziationen nicht zu erliegen, werden in einem ersten Schritt Unterscheidungen, Abgrenzungen und Bestreitungen formuliert (1.). Dabei ist auch festzuhalten, dass der »sensus fidei« nichts zu tun hat mit dem Slogan »vox populi – vox dei« (Volkes Stimme ist Gottes Stimme), sondern kriteriologisch mit der Suche nach existenziell relevanten Glaubenswahrheiten verknüpft ist (2.). Erst danach kann sondiert werden, inwieweit »Jugend« für einen Ort theologischer Erkenntnis und für eine kritische Instanz der Plausibilitätsprüfung religiöser Kommunikation stehen kann (3.).

1. Unterscheidungen und Bestreitungen: Über den Glauben abstimmen?

Niemand in der Kirche hat allein das Sagen. Und wer etwas in Glaubensdingen zu sagen hat, wird diesem Amt nur gerecht, wenn durch ihn das Evangelium zur Sprache kommt. Das Evangelium zur Sprache zu bringen ist aber nicht nur

eine Aufgabe des Lehramtes, sondern aller Christenmenschen. Auch hier zählt jede Stimme. Wo jede Stimme gleich viel zählt, stellt sich rasch Vielstimmigkeit ein. Damit beim Reden von Gott und seiner Zuwendung zum Menschen alles stimmt, braucht diese Vielstimmigkeit das Moment der Übereinstimmung in den für das Christentum konstitutiven Überzeugungen. Um diese zu sichern, bedarf es weniger der demokratischen Abstimmung, sondern – so die theologische Standardantwort – der gemeinsamen Orientierung am verbindlichen Zeugnis der Bibel, der Tradition, des Dogmas. Aber die alleinige Ausrichtung an diesen Vorgaben und Instanzen und der Abgleich mit ihren Glaubenszeugnissen genügen nicht, um die Authentizität und Plausibilität des Glaubens zu sichern. Es muss etwas hinzutreten, das auf Seiten der Glaubenden eine »inne-

³ Vgl. exemplarisch E. Pahud de Mortanges, »Wie halten Sie es mit Privatoffenbarungen?« Vermessungen im Geviert der theologischen Erkenntnislehre, in: H. Wolf (Hg.), »Wahre« und »falsche« Heiligkeit, München 2013, 127–148; H. Busch, Privatoffenbarungen, Traumbotschaften und Visionen. Vom Umgang mit religiösen Sondererfahrungen, in: Pastoralblatt 59 (2007) 239–241.

⁴ Vgl. R. Bergold / M. Becker-Huberti (Hg.), For ever young: Ideal, Hoffnung, Drohung?, Bad Honnef 2008. Auch Papst Franziskus nimmt in seinem nachsynodalen Apostolischen Schreiben »Christus vivit« (Vatikanstadt 2019) bisweilen solche Idealisierungen vor, allerdings dominiert in diesem Text (v.a. Nr. 68–110) das Bemühen um eine realistische Wahrnehmung gerade der Spannungen, Zerreißproben und Ambiguitäten, die heute das Jungsein bestimmen (abrufbar unter http://w2.vatican.va/content/francesco/de/apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20190325_christus-vivit.html, 16.05.2019).

re« Zustimmung und Übereinstimmung bewirkt. Eine solche Leistung wird dem »sensus fidei« zugeschrieben: »Der Glaubenssinn der Gläubigen ist ein allen Gliedern der Kirche zukommendes Charisma der inneren Übereinstimmung mit dem Gegenstand des Glaubens, kraft dessen die Kirche in ihrer Gesamtheit [...] den Gegenstand des Glaubens erkennt und im Lebensvollzug bekennt in ständiger Übereinstimmung mit der Hl. Schrift, der Tradition und dem Lehramt der Kirche.«⁵

Die Ausübung des »sensus fidei« mündet offensichtlich in einen doppelten Test. Zum einen geht es um den Nachweis einer Übereinstimmung von Vollzug und Gehalt: Ist das, was als zu glauben vorgestellt wird, in Wahrheit und Wirklichkeit etwas, das in den Kompetenzbereich der Vernunft fällt, dann wäre diese Übereinstimmung nicht gegeben. Ein Sachverhalt, dem man allein mit den Mitteln der Vernunft und den Verfahren rationaler Erschließung oder Ableitung gerecht werden kann, scheidet als möglicher Gegenstand des Glaubens aus. Was man weiß, muss man nicht glauben. Zum anderen geht es um den Nachweis einer Übereinstimmung mit den Grundgehalten des Christentums: Steht das, was als zu glauben vorgelegt wird, in einem Entsprechungsverhältnis zum Zeugnis der Hl. Schrift und der damit übereinstimmenden Lehrtradition des Christentums?

Darüber hinaus kommt dem »sensus fidei« des glaubenden Subjekts eine selbst- und institutionenkritische Funktion zu. Er ist gefragt, wenn Zweifel aufkommen, ob sich das, was man selbst in Glaubensangelegenheiten vertritt, von religiöser Phantasterei oder frömmeln-

der Eigenbrötelei unterscheiden lässt. Und er ist nicht minder gefragt, wenn der Verdacht aufkommt, dass per Dekret ein dogmatisches Machtwort gesprochen wird, mit dem ein Amtsträger letztlich nur seine Macht in der Kirche über die Kirche durchsetzen will.

Zu verhindern ist all dies nur dadurch, dass es auch in der Kirche ein Gefüge von »checks and balances« gibt. Offenkundig hat der »sensus fidei« eine solche Prüf- und Korrektivfunktion. Er ist bezogen auf die übrigen normativen Instanzen und Akteure der Glaubenskommunikation und zugleich steht er ihnen kritisch gegenüber. Wie wichtig diese relationale Unabhängigkeit in der Kirchengeschichte gewesen ist, lässt sich an drei Beispielen zeigen:⁶ (1) Nach dem Konzil von Nizäa (325) hat es unter den Bischöfen eine massive Abkehr von der christologischen Lehrformel des Konzils gegeben. Die Rechtgläubigkeit der Kirche stand auf dem Spiel und konnte nur dadurch bewahrt bleiben, dass sich das »Volk Gottes« und nicht seine »Hirten« als Wahrer des rechten Glaubens erwies. (2) Im 14. Jahrhundert erklärte Papst Johannes XXII. im Alleingang, dass die Seelen der »Gerechten« erst beim jüngsten Gericht und nicht bereits unmittelbar nach ihrem Tod der »seligen Gottesschau« teilhaftig würden. Unter Berufung auf den Widerspruch und den Glauben aller Gläubigen

5 W. Beinert, Art. »Glaubenssinn der Gläubigen«, in: ders. (Hg.), *Lexikon der katholischen Dogmatik*, Freiburg/Basel/Wien 1997, 200.

6 Vgl. hierzu ausführlicher W. Beinert, *Der Glaubenssinn der Gläubigen in Theologie- und Dogmengeschichte*, in: D. Wiederkehr (Hg.), *Der Glaubenssinn des Gottesvolkes – Konkurrent oder Partner des Lehramts?*, Freiburg/Basel/Wien 1994, 66–131.

stellte sich die akademische Theologie gegen die päpstliche Lehre und erwirkte ihren Widerruf. (3) Für die 1850 und 1950 verkündeten Mariendogmen »von der unbefleckten Empfängnis« und »der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel« wird die fehlende biblische Bezeugung ihres Anliegens dadurch kompensiert, dass man ihre Überlieferung im Glaubenssinn der Kirche ortet und die zahlreichen Bittschriften vor ihrer Proklamation dem »sensus fidei« der Glaubenden zuschreibt, wodurch dieser dogmenbegründende Kraft gewinnt.

Allerdings weckt gerade das dritte Beispiel auch Skepsis an der Bedeutung des Glaubenssinns: Leistet er wirklich einen nachhaltigen Beitrag zur Stimmigkeit des christlichen Glaubens, wenn man bedenkt, wie rasch die mariologische Glaubensglut ausgekühlt ist und auch die theologischen Zweifel an der Kohärenz der neuen Mariendogmen mit den Kerngehalten des Glaubens noch immer bestehen? Überwindet der »sensus fidei« Dissonanzen oder sorgt er für problem erzeugende Problemlösungen? Die neuen Mariendogmen haben gewiss nicht dazu beigetragen, den Bestand eines ökumenischen Fundamentalkonsenses zu erweitern.

Bis heute werden Initiativen gestartet, deren Anliegen, Verlauf und Resultat nur auf den ersten Blick mit einer Berufung auf den »sensus fidei« in Einklang zu bringen sind. Dies gilt etwa für demoskopische Umfragen mit einem Ranking von Vorstellungen, was die Menschen heute (noch) glauben wollen. Im Jahr 2013 veröffentlichte das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« eine Rangfolge religiöser Überzeugungen, die angeführt wird vom Glauben an Schutzengel (54%). Es mag

sein, dass sich in solchen Äußerungen Volkes Stimme artikuliert, aber daraus eine Abstimmung zu machen, was in ein christliches Credo gehört, ist äußerst kurzschlüssig.

2. Spurensuche: »Sensus fidei« als Gespür für existenziell relevante Wahrheiten

Um Willkür und Beliebigkeit bei Verwendung der Kategorie »sensus fidei« weitgehend auszuschließen, führt nichts an einer präzisen Definition dieses Begriffspaares und an der Sondierung klarer Kriterien seiner sachgemäßen Anwendung vorbei. Dabei ist vor allem auf das innere Entsprechungsverhältnis zwischen »sensus« und »fides« zu achten: »Sensus« meint sowohl eine aktive Einstellung, in der man »auf etwas aus« ist, als auch die Entwicklung und Ausübung dieses Spürsinns. Als Gegenstand dieses Gespürs kommen Sachverhalte in Frage, die existenziell relevant sind, genauer: die für die Selbst-, Welt- und Daseinsakzeptanz des Subjekts eines solchen Spürsinns bedeutsam sind. Damit korrespondiert ein Verständnis von »fides«, wenn man dabei den entsprechenden Begriffen in den biblischen Sprachen nachgeht. So umschreibt der hebräische Wortstamm **יָמַן** ein Verhältnis zur Wirklichkeit, das ihr auf den Grund geht.⁷ Der Glaube

⁷ Die Wortwurzel **יָמַן** bedeutet: sich in dem gründen, das Halt bietet; eine Bleibe im Bleibenden finden; in etwas Stand gewinnen, das dem eigenen Leben Bestand gibt. Im Glauben ist der Mensch auf »Stellensuche«, d.h. er sucht jenen Ort oder Blickpunkt in einer vergänglichen Welt, von dem her alles Vergängliche

will die Welt nicht begreifen, um das, was in der Welt geschieht, in den Griff zu kriegen und aus bisher unverfügbaren Umständen menschlichen Daseins nun Folgen und Ergebnisse menschlichen Handelns zu machen. Vielmehr ist er an einem spezifischen »Verständigungswissen« interessiert, d.h. er will herausfinden, was es letztlich mit der Wirklichkeit im Ganzen auf sich hat und ob ihr eine Bedeutsamkeit zukommt, die über die reine Faktizität hinausgeht.⁸ Im Zentrum steht die Frage, ob in einer Welt, in der alles im Fluss ist, etwas erkennbar wird, worin der Mensch einen festen Halt findet. Woran kann man sich halten in einer Zeit, in der nichts auf Dauer Bestand hat? Gibt es für den Menschen etwas Bleibendes angesichts einer Welt, die selbst nicht bleibt?

Konstitutiv für eine religiöse Einstellung zur Wirklichkeit ist demnach das »Aus-sein« auf einen Sinngrund des Daseins, von dem her man »Selbststand« gewinnen kann im Unbeständigen: Zeigt sich angesichts einer vergänglichen Welt etwas, auf das man sich verlassen kann im Leben (und im Sterben)? Gibt es etwas Beständiges, von dem her man zu sich selbst stehen und anderen Menschen beistehen kann? Falls nicht, was befähigt den Menschen, mit den Ungewissheiten, Unsicherheiten und Aporien des Lebens umzugehen? Wie hält man es aus, wenn letztlich auf nichts in der Welt Verlass ist?⁹

Bereits die Etymologie des Wortes »glauben« relativiert somit die häufig antreffbare Aussage, der (religiöse) Glaube sei eine Defizitform von Wissen.¹⁰ Eine solche Aussage offenbart ein Halbwissen und ein Wissensdefizit. Der Glaube verfügt in der Tat nicht über ein technisch-

instrumentelles Wissen, mit dem die Wirklichkeit beherrscht werden kann. Er konkurriert nicht mit der Vernunft bei der Suche nach einem Wissen darüber, was *in* der Welt geschieht, und was man mit diesem Wissen machen kann. Vielmehr will er verstehen, was es *mit* der Welt auf sich hat und wie man damit umgeht, wenn die Vernunft bei dieser Erkundung nur Fehlanzeigen erstattet. Der Glaube repräsentiert insofern seinerseits ein »Defizitwissen«. Denn er weiß

auszuhalten ist. Er ist dann am Ziel, wenn er auf etwas trifft, das »wirklich wahr« ist (hebr. **אמת**), d.h. eine Realität mit der Eigenschaft des Bleibenden und Beständigen ist, auf das man sich im Guten wie im Schlechten verlassen kann. Vgl. ausführlich Th: Hieke, »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht« (Jes 7,9). Die Rede vom Glauben im Alten Testament, in: ThGl 99 (2009), 27–41.

8 Zum Folgenden vgl. H.-J. Höhn, *Praxis des Evangeliums – Partituren des Glaubens. Wege theologischer Erkenntnis*, Würzburg 2015, 17–22.

9 Die Beziehung existenzieller Fragen und religiöser Wahrheiten steht auch am Anfang der Erklärung des II. Vatikanischen Konzils »Nostra aetate« über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen: »Die Menschen erwarten von den verschiedenen Religionen Antwort auf die ungelösten Rätsel des menschlichen Daseins, die heute wie von je die Herzen der Menschen im tiefsten bewegen: Was ist der Mensch? Was ist Sinn und Ziel unseres Lebens? [...] Woher kommt das Leid, und welchen Sinn hat es? Was ist der Weg zum wahren Glück? [...] Und schließlich: Was ist jenes letzte und unsagbare Geheimnis unserer Existenz, aus dem wir kommen und wohin wir gehen?« (NA 1).

10 Siehe G. Czermak, *Problemfall Religion. Ein Kompendium der Religions- und Kirchenkritik*, Marburg 2014, 5: »«Glauben» heißt, eine Idee auch ohne gute Gründe anzunehmen und für wahr zu halten. Wer glaubt, verzichtet auf empirische Belege sowie Gedanken, die mit Vernunft und Logik vereinbar und somit konkret nachprüfbar sind.«

zum einen um das, was dem Menschen fehlt: Beständigkeit im Unbeständigen, Halt angesichts des Haltlosen, Selbst- und Weltakzeptanz trotz des Inakzeptablen. Zum anderen weiß er um die Defizite einer technisch-instrumentellen und zweckrationalen Vernunft hinsichtlich dieser existenziellen Herausforderung. In der Folge eines solchermaßen aufgeklärten Nichtwissens sucht er nach einem anderen Zugang zu dem, was dem Menschen fehlt, um zu sich stehen zu können.

Diese Suche wird geleitet von der Hoffnung, dabei auch an ein Ziel zu gelangen (vgl. Hebr 11,1: »Glauben heißt: sich festmachen in dem, was man erhofft«). Dabei geht es nicht um vage Vermutungen über ein gutes Ende des Daseins, sondern um eine Ermutigung, mit den Härten und Nöten des Lebens so umgehen zu können, dass man angesichts des Inakzeptablen an und im Leben dieses Leben dennoch annehmen und bejahen kann. Sich auf eine solche Lebenspraxis zu verstehen, erfüllt sich im »Standgewinnen«, in der Bezugnahme auf etwas Beständiges, wodurch man existenzielles »Stehvermögen« erwirbt (vgl. Jes 7,9: »Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.«). Nochmals: Der Glaube präsentiert kein ungesichertes Wissen, sondern will wissen, wie man mit Unsicherheiten umgeht. Er überredet nicht dazu, Beliebigen für wahr zu halten, sondern prüft, woran man sich in Wahrheit halten kann. Er zielt nicht auf das Unbezweifelbare, sondern auf das, womit man alles Zweifeln erträgt.

Die entscheidende Präzisierung der Wortverbindung »sensus fidei« ergibt sich, wenn man die typisch christliche Formatierung des Glaubensvollzuges und genuin christliche Bestimmung sei-

nes Gegenstandes in den Blick nimmt.¹¹ Dieses besondere Format ergibt sich aus der christlichen Deutung dessen, worauf sich der Mensch einlassen kann, wenn er auf etwas aus ist, auf das er sich unbedingt verlassen kann. Die entsprechenden Grundaussagen des Christentums lauten: (1) Jeder Mensch ist Adressat einer unbedingten Zuwendung Gottes, die keine Macht der Welt aufheben kann und auf die im Leben und im Sterben Verlass ist. (2) Als Zusage von Gottes unbedingter Zuwendung zum Menschen legt das Evangelium Jesu von Nazareth eine Spur, die realisiert, was sie anzeigt: Gottes Solidarität mit dem Menschen, gegen die letztlich auch der Tod nicht ankommt.

Diese Grundaussagen implizieren auch ein Basiskriterium für die richtige Anwendung des »sensus fidei«. Dabei geht es um den Test, ob sich ein bestimmter Inhalt religiöser Kommunikation dadurch auszeichnet, dass man sich darauf im Leben und angesichts des Todes verlassen kann. Im Umkehrschluss folgt daraus, dass nur solche »Glaubenswahrheiten« existenziell relevant sind, wenn das, was sie sagen, dazu verhelfen kann, das Leben anzunehmen, auch wenn es im Leben kategorisch Unannehmbares gibt. Nur von solchen Glaubenswahrheiten ist »zu bekennen, daß sie sicher, getreu und ohne Irrtum die Wahrheit lehren, die Gott um unseres Heiles willen in heiligen Schriften aufgezeichnet haben wollten« (Zweites Vatikanisches Konzil: Dei Verbum 11).¹²

11 Vgl. H.-J. Höhn, Praxis des Evangeliums (wie Anm. 8), 97–108.

12 Zur näheren Bestimmung dieser Korrelation von Vollzug des Glaubens (»sich unbedingt verlassen auf«) und Gehalt des Glaubens (»un-

Als Ausdruck einer Glaubenswahrheit kommen nicht beliebige Sätze über Gott und die Welt in Betracht, sondern nur eine solche Botschaft, die sich als Zusage einer unbedingten Zuwendung Gottes zum Menschen verstehen lässt, der man wiederum anders als im Modus des Vertrauens auf ihre Verlässlichkeit nicht gerecht werden kann. Niemand aber hat diese Botschaft und dieses Vertrauen als isolierter Einzelner und aus sich selbst, sondern jeder ist darauf angewiesen, sie durch die Zuwendung von anderen Glaubenden zu empfangen. Unter dieser Rücksicht verweist der »sensus fidei« immer auch auf einen »consensus fidelium«, d.h. die Feststellung der unbedingten Verlässlichkeit des Glaubens verweist darauf, dass alle Glaubenden in dieser Feststellung übereinkommen können. Entscheidend dabei ist, ob der »sensus fidei« jene Regel anwendet, dass nur Gegenstand des Glaubens sein kann, worauf man sich im Leben und im Sterben verlassen kann, was z.B. für die fehlerfreie Berechnung eines bemannten Raketenfluges zum Mond – und zurück – nicht gilt. Hier geht es um die existenziell belangvolle Übereinstimmung von Wahrheit und Verlässlichkeit. »Wahr« und »verlässlich« meinen in diesem Zusammenhang nicht »fehlerfrei« oder »irrtumslos«. Durch den Glauben an Gott wird der Mensch nicht davor bewahrt, in Angelegenheiten, die in die Kompetenz der Vernunft fallen (z.B. Raketenflüge), keine Fehler zu machen. Vielmehr kann er ihn davor bewahren, angesichts des existenziell Unannehmbaren an sich selbst »irre« zu werden und mit seinem Leben in die »Irre« zu gehen.

Die Bedeutung des »sensus fidei« und »consensus fidelium« wäre halbiert,

wenn er nur für einen Zustimmungstest reserviert bliebe. Zum Glaubenssinn gehört aber auch der Geist des Widerspruchs:

»Der ›Sensus fidei fidelis‹ befähigt einzelne Gläubige auch, jede Disharmonie, jede Inkohärenz oder jeden Widerspruch zwischen einer Lehre oder Praxis und dem authentischen christlichen Glauben, nach dem sie leben, wahrzunehmen. Sie reagieren wie ein Musikliebhaber gegenüber falschen Noten bei der Darbietung eines Stückes. In solchen Fällen wehren sich die Gläubigen innerlich gegen die entsprechende Lehre oder Praxis und nehmen sie nicht an oder haben nicht an ihnen teil. [...] Gewarnt durch ihren ›Sensus fidei‹ können einzelne Gläubige sogar der Lehre ermächtigter Hirten ihre Zustimmung verweigern, wenn sie in dieser Lehre die Stimme Christi, des Guten Hirten, nicht erkennen. [...] Der ›Sensus fidei fidelis‹ befähigt die Gläubigen auch, in dem, was gepredigt wird, zwischen dem zu unterscheiden, was für den echten katholischen Glauben wesentlich ist, und dem, was – ohne ausdrücklich gegen den Glauben zu sein – nur nebensächlich oder sogar ohne Interesse im Hinblick auf den Kern des Glaubens ist.«¹³

Zusammenfassend lassen sich Definition und Operationalisierung des »sensus

bedingt Verlässliches«) siehe H.-J. Höhn, Unfehlbar? Über die Suche nach existenziell verlässlichen Wahrheiten, in: M. Seewald, (Hg.), Glaube ohne Wahrheit?, Freiburg/Basel/Wien 2018, 119–137.

13 Internationale Theologische Kommission: »Sensus fidei und sensus fidelium im Leben der Kirche«, Rom 2014, Nr. 62–64. Vgl. dazu den Kommentar- und Diskussionsband von Th. Söding (Hg.), Der Spürsinn des Gottesvolkes, Freiburg/Basel/Wien 2018.

fidei« wie folgt umreißen: Der »sensus fidei« ist die jedem Glaubenden zukommende Befähigung, jene »regula fidei« anzuwenden, die mit der Korrespondenz von Vollzug und Gehalt authentischer Glaubensverkündigung verbunden ist und die kritisch zur Geltung zu bringen ist gegenüber einer Verkündigung des Evangeliums im »Hier und Jetzt«. Diese »regula fidei« kommt in folgenden Testfragen zur Geltung:

- Geht es um eine zeit- und evangeliumsgemäße Übersetzung der für das Christentum konstitutiven Zusage des Entgegenkommens Gottes?
- Kann sich hierdurch der Mensch als Adressat einer unbedingten Zuwendung Gottes verstehen?
- Handelt es sich hierbei um eine Begegnung mit der christlichen Botschaft, der man allein im Setzen auf ihre existenzielle Verlässlichkeit gerecht wird?

Ist der Nachweis möglich, dass man vermeintlichen Glaubensaussagen bzw. -wahrheiten anders als im Setzen auf ihre existenzielle Verlässlichkeit gerecht wird, kann es sich dabei nicht mehr um authentische Begegnungsweisen mit dem Evangelium Jesu von Nazareth handeln. In diesem Fall können mit dem Anspruch auf Verbindlichkeit auftretende Lehrinhalte keine Rezeption mehr einfordern.¹⁴ Was man mit dem Appell an den »sensus fidei« nicht durchsetzen kann, sind Positionen, die darauf hinauslaufen, Exponent von Aberglaube und Unvernunft zu sein oder Widersprüche zwischen Glaube und Vernunft zu befördern.

3. Sinn und Subjekt des Glaubens: Jugend als Ort theologischer Erkenntnis?

Wer über Vollzug und Gehalt des christlichen Glaubens nachdenkt, muss auch das Subjekt des Glaubensvollzuges in diese Reflexion einbeziehen. Erörterungen des »sensus fidei« bleiben auf merkwürdige Weise »subjektlos«, wenn nicht eigens auf den Träger dieses Spürsinns eingegangen wird.

Sofern es Aufgabe religiöser Kommunikation ist, das Evangelium in die Lebensverhältnisse des Menschen von heute zu übersetzen, müssen zum einen diese Lebensverhältnisse eigens bedacht werden: Welche Bedeutung haben sie für die Übersetzung des Wesentlichen und die Unterscheidung des Nebensächlichen in Glaubensfragen? Zum anderen ist der Anteil der Zeugen und Adressaten des Evangeliums zu klären: Gibt es gene-

14 Zu dieser Thematik siehe auch W. Beinert (Hg.), Glaube als Zustimmung. Zur Interpretation kirchlicher Rezeptionsvorgänge, Freiburg/Basel/Wien 1991. Sollte die kirchenrechtlich fixierte Nichtzulassung von Frauen zu kirchlichen Weiheämtern weiterhin nur historisch begründet oder zusätzlich durch skurrile Behauptungen zur theologischen Relevanz der Geschlechterdifferenz gestützt werden und wollte man versuchen, dieses Verdikt mitsamt dieser »Begründungen« zugleich in den Rang eines Dogmas zu erheben, so könnte der damit verbundene theologische Geltungsanspruch nicht eingelöst werden. So wenig fehlerfreie Berechnungen von Raumfahrtmissionen ein Gegenstand des Glaubens (und eines Dogmas) sein können, so wenig trifft dies für historische Rekonstruktionen der Kirchenorganisation oder des Zugangs zu kirchlichen Ämtern zu. Sie liefern keine existenziell belangvollen Wahrheiten und ihre historische Wahrheit ist der Falsifizierung ausgesetzt.

rationentypische Sensibilitäten und Resonanzen, wenn es um eine existenziell belangvolle Auslegung des christlichen Glaubens geht?

Diese Fragen werden unmittelbar angesprochen in einer »klassischen« Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils über das notwendige In-Beziehung-Setzen von Glauben und Leben: Die Kirche hat »nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, so daß sie in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben kann« (Zweites Vatikanisches Konzil: *Gaudium et spes* 4). Da aber zu jeder Zeit mehrere Generationen in einer Gesellschaft auszumachen sind, muss das Kriterium der Generationenangemessenheit auch jeweils generationenspezifisch erfüllt werden. Ohne die Kenntnis jeweils generationentypischer Sensibilitäten und Resonanzfähigkeiten verkündet man das Evangelium ins Leere. Soll dies vermieden werden, muss auch nach einem generationenspezifischen Format des »sensus fidei« gefragt werden.

Allerdings scheint dies im Blick auf die Jugendgeneration ein höchst prekäres Unternehmen zu werden. Wenn nicht nur Jugendliche in die Pubertät kommen, sondern mit ihnen auch der Glaube, wird rasch klar, dass es heute äußerst schwierig ist, mit ihnen in eine lebensbedeutende Glaubenskommunikation einzutreten. Wer in Firmkursen engagiert ist oder schulischen Religionsunterricht erteilt, hat mit Gleichgültigkeit, Desinteresse und Unverständnis zu rechnen, wenn zentrale Inhalt des Christentums

zur Sprache kommen. Offenkundig begegnet man hier häufiger dem Phänomen der religiösen Unempfindlichkeit als der Sensibilität für das religiöse Andere der Vernunft. Unter dieser Rücksicht kommt dem Glaubenssinn der Jugendlichen, d.h. der Art und Weise, wie sie auf pastorale, katechetische und religionspädagogische Bemühungen reagieren, zunächst eine kritische hermeneutische Funktion zu: In der Begegnung mit Jugendlichen geht auf, was es heute schwer macht, für das Evangelium Resonanz zu finden. In der Auseinandersetzung mit ihnen kann man verstehen, warum Zeugnisse des Glaubens nicht (mehr) verstanden werden. Anders formuliert: Wenn die Pubertät die Zeit ist, in der selbst religiös sozialisierte Jugendliche die Kirche zunehmend als eine fremde Heimat erleben,¹⁵ wenn sie mit dem Glauben, mit dem sie aufgewachsen sind, immer weniger anfangen können, wenn sie immer weniger empfänglich sind für traditionelle Formen und Formate der Glaubenspraxis, wenn sie mit Unverständnis auf pastorale Annäherungsversuche reagieren, dann sind dies nicht Indizien für einen mangelnden Glaubenssinn. Vielmehr ist diese Dissonanzerfahrung höchst bedeutsam. Kirchenleute können anhand dieser Dissonanzen zu verstehen suchen, warum sie nicht verstanden werden, wenn sie die Sache des Glaubens vertreten. Vielleicht ist das mangelnde Verständnis für das Unverständnis angesichts der Verkündigung des Evangeliums derzeit das größte Manko in der Kirche. Aber zugleich

15 Zum schwierigen Verhältnis von Kirche und Jugend siehe H.-J. Höhn, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg/Basel/Wien 2012, 117–138.

kann die Konfrontation mit diesem Unverständnis zum Ort von theologisch und religionspädagogisch bedeutsamen Einsichten und Erkenntnissen werden.¹⁶

Gegen diese These lässt sich einwenden, dass sie von einem hartnäckigen Klischee ausgeht. Demnach stellt die Jugendphase vor allem eine Zeit der religiösen Desensibilisierung, Indifferenz und Distanzierung dar. Dabei wird übersehen, dass die Jugend zugleich die Phase des Aufbruchs, des Experimentierens und der suchenden »Ausflüchte« ist. Vielleicht ist es schlechthin die Zeit, in der Widerstreitendes und Zwiespältiges das Leben bestimmen. Jung sein heißt:

- mit sich selbst, mit anderen, mit der Welt aus eigener Kraft zurechtkommen wollen und es auf lange Sicht doch noch nicht können;
- selbstständig werden, ohne bereits wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen zu können;
- überall hin aufbrechen dürfen, aber nicht wissen, auf welchem Kurs man irgendwo ankommt;
- gerne groß sein, aber für diese Größe nur die halbe Stärke mitbringen, d.h. gernegroße Halbstarke sein;
- einer sozialen Zugehörigkeit und Verlässlichkeit bedürfen und daraus resultierende Verbindlichkeiten dennoch in Frage stellen, da das Leben im Zeichen der Flexibilität und Mobilität stehen soll;
- auf eine doppelte Gnade aus sein, d. h. frei sein können, ohne dabei zu vereinsamen, und Wurzeln schlagen, um über sich hinauszuwachsen;
- die Freiheit zur Selbstbestimmung besitzen und die Phase der Unbestimmtheit ausdehnen;

- den Ernst des Etwas-Sein-müssens spüren und am spielerischen Ausprobieren des Jemand-Sein-könnens festhalten.

Wenn Theologie und Pastoral sich für Empfindlichkeiten und Empfänglichkeiten von Jugendlichen interessieren, sind sie gut beraten, sich an diesen divergenten Dynamiken zu orientieren.¹⁷ Sie werden dabei einen »sensus fidei« entdecken, die die Jugendlichen dazu befähigt, hinsichtlich des ihnen offerierten »Glaubensgutes« zwischen dem zu unterscheiden, was für die Bewältigung der skizzierten Divergenzen hilfreich ist, und dem, was dafür neben-sächlich oder sogar hinderlich wird. Sie wollen wissen, inwieweit ihnen der Glaube hilft, eine entsprechende Könnerschaft auszubilden, um sich für ein eigenes Leben in Form zu bringen.¹⁸ Theologie und Pastoral sind dabei herausgefordert, im Evangelium nach jenen lebensbedeutsamen Wahrheiten zu suchen, die zugleich resonanzfähig für die Phase des Jungseins sind. Die Frage, worauf man sich angesichts des Widerstreitenden und Zwiespältigen im Leben existenziell verlassen kann, wird

16 Im Bereich der theologischen Erkenntnislehre werden generationenspezifische Plausibilitätsstrukturen bisher nicht ausreichend erörtert. Vgl. entsprechend blinde Flecken in Kirschner, M. (Hg.): Dialog und Konflikt. Erkundungen zu Orten theologischer Erkenntnis, Ostfildern 2017.

17 Wichtige Ansätze finden sich hierfür in: A. Kaupp / P.C. Höring (Hg.), Handbuch Kirchliche Jugendarbeit, Freiburg/Basel/Wien 2019.

18 Vgl. dazu H.-J. Höhn, Ich. Essays über Identität und Heimat, Würzburg 2018; Ders., Das Leben in Form bringen. Freiburg/Basel/Wien 2014.

in der Jugend durchaus anders buchstabiert als im Alter. Und ebenso fällt der Test, ob die Sinnofferten des christlichen Glaubens akzeptabel sind, jeweils unterschiedlich aus. Hier ist von Seiten der kirchlichen Glaubensverkündigung eine enorme Differenzierungsleistung verlangt. Sich mit den Beteuerungen »Gott ist die Liebe« oder der Bekräftigung »Jeder Mensch ist Adressat der unbedingten Zuwendung Gottes« zu begnügen, genügt bei weitem nicht. Solche Sätze sind nicht falsch, aber da es sich um abschließende Feststellungen oder elementare Behauptungen handelt,

kann kaum jemand etwas Konkretes mit solchen Grund- und Schlusssätzen anfangen – weder im Alter, noch in der Jugend. Wenn Jugendliche mit ihrem generationenspezifischen Sensorium für Sinnangebote auf solche Sätze mit Achselzucken reagieren, machen sie von der kritischen Funktion des »sensus fidei« Gebrauch. Sie stellen eine Dissonanz zwischen theologischer und existenzieller Bedeutsamkeit fest. Wer will es ihnen verdenken, dass sie auf der Suche nach existenziell Verlässlichem sich nicht auf Dissonanzen zwischen Leben und Glauben einlassen wollen?